

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

ZWÖLFTER BAND
1974/75

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

MARIE LUISE VON KASCHNITZ

31. 1. 1901–10. 10. 1974



Mari Hussie r. Kaschnitz

Gedenkworte für
MARIE LUISE VON KASCHNITZ
von
Hans Erich Nossack

Der Tod ist nah, er steht schon auf der Schwelle
Schon kann ich seinen Schatten wachsen sehen
Sobald er näher tritt versiegt die Quelle
Und ich muß gehen.

Nur das Vergängliche soll mich erfüllen
Das süßeste Geschenk, das mir gegeben.
Ein Blick, ein Lächeln um der Schönheit willen:
Das war mein Leben.

So lauten der erste und der letzte Vers eines sehr frühen Gedichtes von Marie Luise von Kaschnitz, die uns im Oktober vergangenen Jahres für immer verlassen hat. Es klingt beinahe so, als habe die junge Frau sich damit der Aufgabe verschrieben, der sie bis zuletzt treu geblieben ist.

Einer Dichterin sollte man nur in ihren eigenen Worten gedenken, denn an sie hat sie ihr Leben hingegeben. Es scheint fast unerlaubt, von ihr philologisch oder biographisch zu sprechen. Was ist schon damit gesagt, wenn wir wissen, daß Marie Luise von Kaschnitz 1901 als Tochter eines Generals aus badischem Adel geboren wurde, daß sie in Potsdam aufwuchs oder daß sie mit einem bekannten Archäologen verheiratet war, an dessen Beruf sie teilnahm und mit dem sie lange in Italien lebte. Nicht einmal das mittelmeerische Element in vielen ihrer Gedichte ist damit erklärt, denn bei den zitierten Versen, die einem Gedicht mit dem Titel ›Grabstele‹ entnommen sind, geht es der Dichterin nicht um das Antike, sondern allein um das, was nie antik wird: um die Gefühle der Menschen angesichts des Todes und der Vergänglichkeit, Gefühle, die vor dreitausend Jahren nicht anders waren als heute. Mit Recht erwähnte daher unser damaliger Kanzler Percy Schramm bei Überreichung des Ordens an Marie Luise von Kaschnitz ihren Satz, daß das tragische Leben das einzig Menschenwürdige und darum auch das einzig Glückliche sei, ein Satz, der jedem Künstler aus dem Herzen gesprochen ist.

Nein, mit dem Biographischen ist nichts über eine Dichterin ausgesagt. Im Gegenteil, eher möchte man besorgt ausrufen: Wie schwer muß es bei einer solchen Herkunft, Umgebung und Erziehung gewesen sein, Dichterin zu werden.

Gewiß, immer waren persönliche Erfahrungen Anlaß zu den Dichtungen, und anders darf es auch nicht sein, wenn ein Kunstwerk Wahrheit vermitteln soll. Doch nie blieb die Dichterin im Privaten stecken, stets gab sie nur dem stellvertretend Ausdruck, was jedem widerfahren kann, mag ihm auch die Gabe des Wortes für seine Erlebnisse versagt sein. Der frühe Tod ihres Mannes war für Marie Luise von Kaschnitz ein

solches Erlebnis, das ihr zum Mitleiden mit dem Kummer eines jeden wurde, der Ähnliches durchzumachen hat. Und so war sie auch eine der ersten, die in dem bekannten Gedicht ›*Rückkehr nach Frankfurt*‹ dem Empfinden einen gültigen lyrischen Ausdruck gab, das einer angesichts seiner zerstörten Stadt hat.

Sage, wie es begann.
Wie sah sie dich an
Aus ihren erloschenen Augen,
Die Stadt?

Und gleich klingt refrainartig und wie eine stille Antwort die Frage auf: ›Und der Fluß – der Fluß?‹, die Frage nach dem, was trotzdem bleibt. Eine Stadt kann zerstört werden, aber der Fluß, der Main, wird nie historisch.

Doch die Wasser kommen von weit her,
Von Tannen und duftendem Heu,
Und durch alles Geschehene seither
Gehen sie schrecklich neu.

Marie Luise von Kaschnitz besaß etwas, das selten geworden ist, sie besaß Tradition, ein heute beschimpfter, mißverständener und mißbrauchter Begriff. Denn es handelt sich bei Tradition nicht um eine großväterliche Sehnsucht nach den angeblich guten, alten Zeiten, nicht um eine Kostümierung mit gestrigen Gewohnheiten und vorgestrigen Metaphern, sondern allein um eine Blickrichtung, die den Künstlern aller Zeiten von jeher selbstverständlich gewesen ist: um die Teilnahme an dem armen Menschen hinter den jeweils aktuellen Kulissen. Für diesen Menschen zu sprechen, so heutig und so schlicht, daß jeder auf der Straße es versteht, das hatte die Dichterin sich zur

Aufgabe gestellt. »Halte nicht ein bei der Schmerzgrenze«, ermahnt sie uns, wofür wir ihr dankbar zu sein haben. Und so gesehen ist Tradition stets revolutionärer als alle revolutionären Ideologien, die über ihre Dogmen den Menschen im Stich zu lassen pflegen.

Und so darf man wohl auch mit einem späten Wort der Dichterin schließen, da es den mißverstandenen Begriff Tradition wie kein zweites richtig stellt. Es lautet: »Altsein heißt Suchen.«